

begründen, daß die Sonderstellung des Menschen notwendig auch wieder ein Begriff naturwissenschaftlicher Forschung werden muß.

Portmann selbst ist bei Forschungen über die Gesetzlichkeit der Entwicklung und des Wachstums der Wirbeltiere vor und nach der Geburt solchen wesentlichen, selbst zwischen dem Menschen und den Menschenaffen noch eine klare Diskontinuität schaffenden Unterschieden auf die Spur gekommen, die sinnvoll nur verstanden werden können, wenn man die ganze Daseinsform des Menschen als Natur-, Kultur- und Sozialwesen ins Auge faßt. Von hier aus unterzieht Portmann nun die einzelnen Abschnitte des menschlichen und tierischen Lebensablaufes einer gründlichen und kritischen Prüfung und zeigt, daß es auch hier an naturwissenschaftlich faßbaren und unübersehbaren Tatbeständen nicht mangelt, die es verbieten, den Menschen grundsätzlich als ein arriviertes Tier zu betrachten, — und selbst das methodische Arbeiten mit einem auf das naturwissenschaftlich Faßbare eingeeengten, die Probleme der Sprache, der Kultur und des Soziallebens übersehenden Menschenbegriff als gefährlich erscheinen lassen. Die Fruchtbarkeit des Portmannschen Versuches, bei der naturwissenschaftlichen Behandlung der menschlichen Organisation von der unverkürzten Daseinsform des Menschen auszugehen, zeigt sich schon in diesem ersten knappen Entwurf. Viele bisher unerklärte oder als Absonderlichkeiten abgetane Befunde finden eine zwanglos sinnvolle Einordnung; allenthalben eröffnen sich Möglichkeiten neuer experimenteller Fragestellung. Dieses Buch bedeutet einen Anfang, eine mutige Tat.

Noch eins: Es ist zu begrüßen, daß dieser Anfang von einem so nüchternen, so besonnenen und sachkundigen Manne gemacht worden ist. Der Weg anthropologischer Erörterungen ist überreich an Mißverständnissen, die durch den Überschwang der Entdeckerfreude, Verwechslung philosophischer und natur-

wissenschaftlicher Beweisführung, unerlaubte Grenzüberschreitungen zwischen den Wissenschaften, waghalsige Überbauung an und für sich richtiger Fundamente um der Illusion des geschlossenen Gebäudes willen verschuldet worden sind und die Auseinandersetzung immer wieder so hoffnungslos machen. Hier aber wird sorgsam jeder Baustein von allen Seiten auf seine Tragfähigkeit und Tragweite, auf seine Einfügbarkeit geprüft. Die Achtung vor den Bruchstellen und vor den Grenzen der Aussage über Objekte und Methoden, die der unvergeßliche Hans Spemann vom echten Naturforscher verlangt und die leider allzu oft dem Effekt geopfert wird, hier spüren wir ihn in jedem Gedanken und in jeder Zeile. Darüber hinaus merkt der sorgfältige Leser, daß hier ein Fachkenner spricht, aber nicht nur ein Fachmann, sondern ein umfassender Geist, der in der Lage ist, das kleine Feld seiner Forschung in der Weite der Problematik des Ganzen zu sehen.

Die junge Generation, der so einleuchtenden, bei näherem Zusehen aber so leeren Vereinfachungen des Menschenbildes müde, wird dankbar nach Portmanns Büchlein greifen, nach Fragmenten wirklichen Brotes, lieber als nach traumhaften Schaugerichten, deren Schaumcharakter man erst spät bemerkt. Im Interesse dieser Leser müssen wir Portmann auch noch danken für seine lebendige und kraftvolle, verständliche Sprache, die einen ganz vergessen läßt, daß es ein Fachgelehrter ist, der da zu uns spricht.

Franz Peter Möhres

Man empfiehlt uns Satire

Aus Buchanzeigen erfahren wir, daß einem unserer Verlage eine Entdeckung gelungen ist: „Erst durch diesen zweiten Roman“, so schreibt er, „wird deutlich, daß der Verfasser in die Reihe der großen Satiriker gehört. Das waren ... stets Menschen von tiefer religiöser Veranlagung.“ Ein großer Satiriker ist entdeckt worden. Wir lassen dahinge-

stellt, ob dem betreffenden Verfasser eines 500seitigen, erst kürzlich geschriebenen Romans diese Einstufung behagt. An sich könnte er sich wohl geschmeichelt fühlen, Männern wie Swift und Gogol, Voltaire, Lichtenberg, Lessing, Busch, sowie — der religiösen Veranlagung wegen — Luther, Murner oder Pascal beigesellt zu werden. Auch lassen wir im folgenden den Roman unaufgeschlagen neben uns liegen. Uns darin zu verfangen hat noch Zeit. Hier sei nur gefragt, ob diese Art der Buchwerbung noch eigentlich paßt.

Eine Vorbemerkung: Die folgenden Gedanken befassen sich mit Satire, nicht mit Humor — ein Unterschied, der sich leichter fühlen als definieren läßt. Wer begrüßt es nicht, wenn sich, anders als vor zehn Jahren noch, das offizielle Gebahren der Gegenwart wenigstens ab und zu ein Stück Humor gefallen läßt? Nur nicht immer gar zu feierlich, gar zu impekkabel und musterhaft aufgetakelt sein! Wer seinen Humor an uns ausläßt, den lassen wir nicht lange allein über uns lachen; denn der meint es, trotz seiner vorgespilten Überheblichkeit und unserer Gebrechen, im Grunde gut mit uns. Diese unausgesprochene Solidarität des Wohlwollens, die übrigens abzunehmen scheint — wer ihr einmal begegnet, was läßt der sich nicht alles gefallen! Indes ist uns nicht Humor, sondern Satire empfohlen worden. Auch dafür läßt sich einiges sagen.

Tatsächlich muß jeder Satiriker, will er diesen Namen wirklich verdienen, mit Gaben ausgestattet sein, um die man ihn beneiden darf. Über Geist und Mutterwitz muß er ebenso verfügen wie über schnelle Auffassung, Phantasie, Scharfzüngigkeit und einen reichen Wortschatz. Unerläßlich, daß er die Welt und ihre Menschen gut kennt, also gesellschaftlich irgendwie gebildet ist. Von Lichtenberg weiß man, daß er seine Mußezeit damit zu verbringen liebte, als heimlicher Fensterspion die Straße abzuweiden und die Passanten zu glossieren, während Lafontaine, Voltaire, Lessing — darin besser gestellt

— ihr Material an den jeweiligen Fürstenthöfen auflesen konnten. Selbst dort, im Umgang mit den Mächtigen seiner Zeit, bleibt dem Satiriker von Rang wenig von der Allzu-Menschlichkeit des Menschen verborgen; denn gerade für schamhaft verhehlte Schwächen ist sein Auge empfindsam. Empfindsamkeit — ebenfalls unerläßlich für ihn. Doch während sie bewirkt, daß andere sich ducken, setzt sie bei ihm Zunge, Zeichenstift oder Feder in Bewegung; drängt ihn also irgendwie zum Einsatz. Knapp, intelligent, angriffslustig und treffsicher im Ausdruck, fordert er immer irgendwen heraus, wozu doch schließlich ein gewisser Mut gehört. Ein Mut freilich, der, mit Behutsamkeit gepaart, — denn Satire ist eine gefährliche Waffe — oft eher an einen Fallenteller als einen Haudegen erinnert; ein raffinierter Mut, der zunächst einmal alle auf seine Seite bringt — als Lacher nämlich. Und manchmal wird erst allmählich klar, gegen wen die Spitze gerichtet ist.

Wenn aber Satire so viel voraussetzt, wenn man deshalb gern neidlos zugeht, daß, wer einen großen Satiriker entdeckt, einen seltenen Fund und Fang gemacht hat, wie können wir dann überhaupt noch in Frage stellen, ob er ein statthaftes Aushängeschild hat? Der Grund dafür liegt darin, daß sich inzwischen doch einiges geändert hat. Die Zeit ist zu ernst geworden. Daß dem so ist, wird am überzeugendsten offenbar, wenn man einen Blick auf die religiöse, besser theologische oder konfessionelle Satire wirft. Die hat es früher wirklich einmal gegeben. Dazu seien nur Luther und Murner erwähnt, die sich gegenseitig überboten, dem Gegner mit ätzendem Witz zu Leibe zu rücken, ihn lächerlich zu machen und als heillosen Toren hinzustellen, der eben noch dafür taugte, sich mit allen nur erdenklichen Derbheiten verspotten zu lassen. Überflüssig zu sagen, daß diese Art von Satire heute unmöglich ist. Aber wie, wenn es nur diese Art ist, nicht aber Satire als solche? Wenn wir für deren

anstößige Späße nur deshalb kein Ohr mehr haben, weil es uns an der nötigen Robustheit fehlt? Dann könnte noch immer Pascal unser Mann sein, der doch gewiß einen feineren und eleganteren Spott zu servieren versteht. Und doch — wer greift heute noch nach seinen Provinzialschriften? Lebte Paschal heute, sein Genie würde sich nicht zuletzt darin beweisen, daß er sich aller Satire enthielte, so verführerisch und reichlich auch die Gelegenheiten für sie sind. Wohl gibt es auch heute noch theologische Auseinandersetzung, Polemik; mit einer theologischen Satire großen Stils jedoch ist es aus.

Den eigentlichen Grund dafür vermuten wir im Wesen der Satire selbst. Dadurch, daß es ihr, im Gegensatz zum Humor, an dessen wohlwollender Anteilnahme gebricht, schafft sie Gegner, die sich schlechterdings nicht mehr gewinnen lassen. Und so versteift sie die Fronten, anstatt sie in Fluß zu halten, sät Erstarrung, wo es not tut, voranzukommen, und dient damit letztlich nicht dem Sieg der verfochtenen Sache, mag es auch die würdigere sein, sondern der Versteifung des Bestehenden. Gewiß, der Satiriker deckt die Schwächen seines Gegners auf und leistet damit sowohl der Wahrheit (möglicherweise) als seiner Eitelkeit einen Dienst, doch für sich einnehmen wird er nur solche, die ohnehin schon halb zu ihm gehören. Den eigentlichen Gegner aber wird er, nachdem er ihn einmal lächerlich gemacht, nie mehr gewinnen: darauf muß er, je geistreicher er übertrieben, verzeichnet und gewitzelt hat, um so unwiderruflicher verzichten. Es ist klar, daß dieser Verzicht, Fluch könnte man fast sagen, jedem halbwegs vernünftigen christlichen Denken zuwider ist.

Bliebe also Raum nur noch für die politische oder gesellschaftliche Satire. Doch auch hier will es offenbar nicht mehr so unbeschwert und leicht gelingen, wie es vor den Weltkriegen noch der Fall gewesen zu sein scheint. Sind wir so geistlos geworden, so ungelenk,

so zungenlahm und empfindlich, daß wir für dieses amüsante literarische Spiel keinen Sinn mehr aufbringen? Vielleicht. Doch im Grunde sind wir noch zu erschrocken. Denn jeder satirische Ausdruck nimmt dem Gegner — noch einmal sei es gesagt — alle Lust zur Umkehr. Wir mögen ihn einfach nicht mehr. Weit entfernt, ihm eine Wahl anzubieten, drängen wir ihn vielmehr dazu, uns Gegner zu sein und noch mehr zu bleiben. Ja gewöhnlich wird er nicht einmal mehr angesprochen. Swift begnügt sich mit dem faulen Ausweg, in Gullivers Reisen ein Buch für die Jugend zu schaffen, obwohl er doch die Erwachsenen und deren klägliche (er wußte es natürlich) Lebensordnung meinte; und Busch hielt es weithin ähnlich. Natürlich ist jeder Satiriker zunächst nur der kluge Besserwisser, der ach so viel unter der Dummheit des politischen Gegners, des Nachbarvolkes und der Welt im Großen zu leiden hat; natürlich bleibt er zunächst, unendliche Geduld übend, anständig genug, lediglich zu warnen — bis wir auf einmal sahen, wie man mit einem Gegner verfährt und was ein Gegner bedeutet, den man einfach nicht mehr mag. Zwar sind die Ofen schon vor Kriegsende wieder diskret eingeebnet worden. Aber noch immer wundern wir uns, wie klein der Schritt, der von der widerwilligen Duldung eines Gegners (literarisch durch die Satire signalisiert) zum Vernichtungswillen führt.

Diese Möglichkeit hat der betreffende Verlag offenbar nicht bedacht, wenn er uns mit verlegerischer Entdeckerfreude einen Satiriker vorstellt — schließlich handelt es sich ja nur um Reklame auf einem Schutzumschlag. Wer wollte auch im Ernst glauben, daß mit Satire so etwas wie Liquidation zusammenhängt? Weder hat Luther mit seinen Schmähschriften — das kann man doch wohl annehmen — die Vernichtung der Papisten, noch hat Murner im Ernst die Vernichtung der Protestanten angestrebt: Zuviel christliches Erbe, das

die theologischen Raufhändler erst möglich machte, war ihnen gemeinsam. Noch deutlicher wird das bei Pascal und seinen bekannten Briefen, mit denen er eigentlich die Probabilisten meinte. Wußten sich nicht beide sicher voreinander, solange sie derselben Kirche angehörten, Kinder derselben Mutter, die schon zeitig genug für Ruhe sorgen würde? Noch deutlicher vielleicht bei den Satirikern der Aufklärung und des stabilen Bürgertums wie etwa Swift, Voltaire, Busch. Denn selbst angenommen, daß man sich wirklich nicht mehr versteht noch verstehen will — in einem geordneten Staat gibt es schließlich doch noch Gesetz, Gericht, Polizei. Und also soll man den Teufel nicht an die Wand malen.

Nun, das will keiner. Aber in eben diesem Vertrauen scheint sich einiges geändert zu haben. Wie wenn die Jüngeren von heute noch zu jung sein sollten, um so vertrauensselig auf die Unzerstörbarkeit irgendeines gemeinsamen Erbes zu bauen, oder gar auf staatlichen Schutz? Vorläufig herrscht noch das Empfinden vor, daß es letzte Sicherheiten kaum gibt. Bis dem wieder anders wird, tut jeder gut, das wenige, was wir noch gemeinsam haben, möglichst klar und gewinnend auszusagen. Je weniger Satire, um so besser.

Heinrich Stenzel S.J.

Die Kirschen der Freiheit¹

Soll man dieses Buch ernst nehmen? Soll man sich ärgern? Es ist sehr ernst genommen worden. Manche haben auch Anstoß daran genommen, wie der Verfasser sich zu seiner Desertion aus dem deutschen, in Italien kämpfenden Heer am 6. Juni 1944 bekennt und, um seine geistige Haltung zu erklären, auch seine Entwicklung vom gescheiterten Gymnasiasten, kommunistischen Jugendführer und seinem „Ausweg“ in die Kunst von 1934 bis zu seiner Einberufung 1939 be-

richtet. Bei der Kunst im weiteren Sinn, der Presse nämlich, ist er auch nachher geblieben. Eine genauere Stilanalyse würde manche wesentlichen Einflüsse feststellen, in den Gedanken und in der Form (Jünger, Sartre usw.). Vielleicht aber ist auch nur eine ähnliche Seelenlage Ursache der verwandten Urteile und des Ausdrucks. Was ihm aber in seinen Anfängen Dr. Herzfeld schrieb: „Über alle Ihre Gedichte ist zu sagen, daß Ihnen Zucht und Arbeit, daher auch Können fehlt“ (55), gilt auch von diesem Buch, in dem die Schönheit nur inselweise aufleuchtet. Es ist nicht zu verwundern, daß das Buch heftige Ablehnung und auch unbedingten Beifall gefunden hat.² Der Widerspruch ist weithin Folge ungerechter und unvernünftiger Einseitigkeit; in seinem Wesen aber verrät er die innere Unsicherheit in der Bewertung von Vorgängen, die aus dem Zusammenstoß von verderblicher Gewalt, Verbundenheit mit dem Schicksal des Volkes und eigenwilligem Gewissen hervorgehen.

Im Juni 1944 in Italien, nur wenige Kilometer vor den anrückenden Amerikanern, zu desertieren, war keine Heldentat. Es war auch keine große innere Auseinandersetzung und Entscheidung. Ein Individualist wie Andersch hatte wohl kaum Bindungen an Volk und Heimat oder an seine Kameraden, für die er nur ein schnoddriges Wort findet (65). So wuchs bei der Feindschaft gegen Hitler immer mehr die dunkle Wucht des Gedankens. Es bedurfte nur eines Augenblicks des Entschlusses, tatsächlich eines Aktes der Freiheit, „den zu beschreiben des Buches einzige Aufgabe ist“ (86). Das rechte Symbol für ihn sind die wilden Kirschen (130), die der Entflohene sich pflückt: ein unverdaulicher Kern, umhüllt von winzigem Fruchtfleisch, das einen Augenblick Genuß gewährt, aber keine Nahrung bietet. Die Erörterungen über den Eid sind, so richtig sie sein mögen, nach-

¹ Zum gleichnamigen Buch von *Alfred Andersch*. (131 S.) Frankfurt 1952, Frankfurter Verlagsanstalt. Geb. DM 8,20.

² Vgl. *Johannes Hirzel*, Wenn ein Deserteur spricht. Frankfurter Hefte 8 (1953) 709—715.